

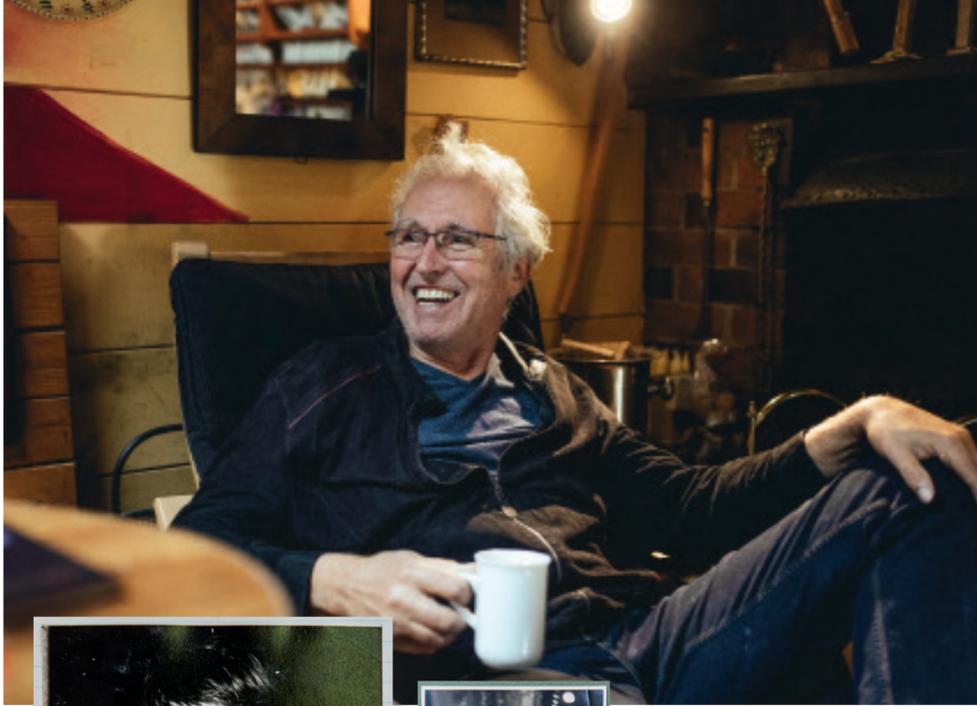
Fotos: Florian Bachmeier (1); privat (1)

**„Entspannt?
Ja, das sagt man
immer über mich.
Und ich komm mir
auch so vor.“**



HANNS CHRISTIAN MÜLLER

Interview: Dominik Baur
Fotos: Florian Bachmeier



Er hat Hits für die Toten Hosen geschrieben und mit der Biermösl Blosn Platten produziert, er war Musiker, Autor und Regisseur im

Kabarett, am Theater, fürs Fernsehen und fürs Kino – vor allem aber war er der kongeniale Partner seines einstigen Hinterhausnachbarn Gerhard Polt, mit dem er über 20 Jahre bayerische Satire- und Humorgesichte geschrieben hat. Hanns Christian Müller kann viel erzählen aus einem ereignisreichen Leben – und er tut es.

Weißwein? Wasser? Was hättest denn gern, fragt Hanns Christian Müller zur Begrüßung. Man einigt sich auf Kaffee. Das Pulver mahlt Müller mit einer alten Handkaffeemühle. Er hat sich's hier schon sehr nett eingerichtet in diesem früheren Bootshäusl in Breitbrunn. Dem Ammersee ist seine Familie schon seit langem eng verbunden. Der Urgroßvater hat hier eines der ersten Häuser gebaut, 1902 war das. Ein paar Stufen weiter oben ist das Haupthaus, wo Müller – diesen April wird er 71 – als Kind die Ferien und Wochenenden verbracht hat. Er erinnert sich noch, dass damals die Bierlaster von Dezember bis März quer über den See von Herrsching nach Utting gefahren sind. Inzwischen aber sei der See nur noch alle zwei, drei Jahre zugefroren. Groß ist das Häuschen nicht, aber vom Bett aus kann Müller auf den See blicken, das entschädigt. Dann noch die kleine, aber gemütliche Küche, daneben das Studio. Ein Schlagzeug, ein halbes Dutzend nebeneinander aufgereihter Gitarren, vier Monitore. Hier schneidet Müller die Videoclips, die er beispielsweise für die Münchner Band Highlig macht. Der Kaffee ist fertig, Müller setzt sich, legt die Beine hoch und – erzählt. Er hat sich extra Zeit

genommen. Nur am späten Nachmittag hat er noch einen Termin in der Autowerkstatt. Reifenwechsel. Es ist ja nicht so, dass man nicht gewarnt gewesen wäre. In der „Süddeutschen“ stand einmal: „Allzu oft kommt es nicht vor, dass man ein Interview schwitzend und erschöpft verlässt. Und zwar nicht, weil man dabei viel hätte tun müssen. Sondern weil das Gegenüber so dermaßen viel Elan und Einsatz ausstrahlt, dass allein das Zuschauen und Zuhören schon anstrengend ist, weil man dem Gesagten ja folgen muss. Hanns Christian Müller ist so ein Fall.“ Und wenn der Autor Franz Kotteder beim Interview ins Schwitzen kommt, hat das schon was zu heißen. Das mit dem Elan jedenfalls ist nicht übertrieben. Und wenn Müller erst mal in Fahrt kommt, dann bleibt keine Anekdote, keine Pointe unerwähnt, dann muss der Zuhörer darauf gefasst sein, so einiges über den frühen Bauboom in der Münchner Maxvorstadt zu erfahren, wenn er nur

nach kulinarischen Vorlieben gefragt hat. Oder er erkennt, wie kurz der Sprung von Erich Kästner zu einem Softporno auf einem österreichischen Bauernhof sein kann. Mit dem Reifenwechsel wird es an diesem Tag jedenfalls nichts mehr ...

Fangen wir mit den wirklich wichtigen Dingen an: Welche Bedeutung kommt der Weißwurst in Ihrem Leben zu?

Die Weißwurst? Wollen Sie eine? Ich hätt eine im Kühlschrank.

Vielen Dank, aber mein Interesse ist rein theoretischer Natur.

Also, ich hab Weißwürsch eigentlich immer gern mögen. Und wir hatten einen sehr guten Metzger in der Amalienstraße, zwei Häuser weiter, der wirklich sehr gute Weißwürste gemacht hat – bis 1975. Da hat es eines Morgens einen Riesenschepperer getan, und das Haus hat's förmlich zerrissen. Das Gebäude hatten sie abgestützt, weil das Nachbargebäude weggebombt war – aber offenbar nicht gut genug. Zum Glück ist niemandem was passiert. Das Bizarre war: Dadurch, dass das Haus abgerissen werden musste, konnte man da jetzt neu bauen. So war das Grundstück über Nacht plötzlich zwei Millionen mehr wert. Die Metzgerleut mussten sogar noch Steuer für den Mehrwert zahlen. Denen blieb gar nichts anderes übrig, als das Grundstück zu verkaufen. Das war's dann mit der Weißwurst.

Da haben Sie das, was man heute Gentrifizierung nennt, in München also schon sehr früh miterlebt.

Ja, das war damals nach den Olympischen Spielen. Da herrschte in München die reinste Goldgräberstimmung. Nur Bauen, Bauen, Bauen. Ich habe die Geschichte mit dem Metzgerhaus dann in einer satirischen Nummer verarbeitet, wo es am Ende hieß: So, jetzt reiß' ma ganz München ab, dann machen wir alle ein Bombengeschäft. Was die Weißwurst angeht, hab ich dann noch eine neue Quelle erschlossen, die auch ganz okay war, das war der Herr Humpel. Der hat aber auch nicht lange durchgehalten, weil er innovationsresistent war.

Und? Sind Sie Traditionalist? Dürfen die Weißwürste bei Ihnen das Zwölfeläuten hören?

Ach, das ist doch alles Käse. In dem Stück „München leuchtet“ haben wir das persifliert. Da hat der Dieter Hildebrandt einen korrupten Stadtrat gespielt, und der hat immer ausländische Gäste gehabt und denen in allen mög-

lichen Sprachen erklärt, dass die Weißwürste das Zwölfeläuten nicht hören dürfen. „The white sausage is not allowed to hear the ringing of the 12 o'clock bell“ und so.

Sie sollen ja sogar schon als Schüler mit Erich Kästner und Loriot zusammen Weißwürste gegessen haben.

Ja, ja. Die habe ich beim Helmut Brasch kennengelernt. Das muss so 1967 gewesen sein. Der Brasch hat immer zu solchen Brunch-Runden eingeladen. Wenn bei mir die Schule aus war, haben die gerade das Frühstück angefangen. Und da saßen die dann da rum. Das weiß ich noch genau, weil das war eine ganz besondere Mixtur: der Kästner, der Loriot, der Gert Fröbe, der Helmut Fischer und der Jochen Busse.

Und wer war Helmut Brasch?

Das war damals ein sehr bekannter Schauspieler. Den habe ich kennengelernt, weil der immer so legendäre Faschingsfeste gefeiert hat, und da habe ich mal mit meiner Band gespielt. Da haben wir uns dann etwas angefreundet. So wurde ich auch zu diesen Brunchs eingeladen. Die waren wirklich hochinteressant. Loriot war ja damals noch nicht sehr bekannt. Der hat noch kein Fernsehen gemacht, sondern nur Cartoons für die „Quick“ gezeichnet. Auch der Helmut Fischer: Der war Wurzn-Spieler am Resi, ein Kleindarsteller, der halt ab und zu mal drei Sätze sagen darf. Gert Fröbe war dagegen ein Star, kurz zuvor war „Goldfinger“ rausgekommen. Und Kästner war sowieso ein Supertyp. Damals war er schon ein ziemlich klappriges Zwetschgenmantschgerl, das geraucht hat wie ein Schlot. Aber ihn habe ich total mögen. Der war wirklich witzig.

Sie haben dann ja sogar für Kästner komponiert.

Das ist etwas übertrieben. Helmut Brasch hat in der Kleinen Freiheit das „Mitternachtstheater“ veranstaltet, so eine Art Revue. Dafür hat auch Erich Kästner Texte geschrieben. Und ich habe dann zwei Musikstücke dazu komponiert. Ich war zwar eigentlich mehr der Rocker, aber ich hatte ja davor auch schon zwei Filmmusiken gemacht gehabt.

Was für Filme waren das?

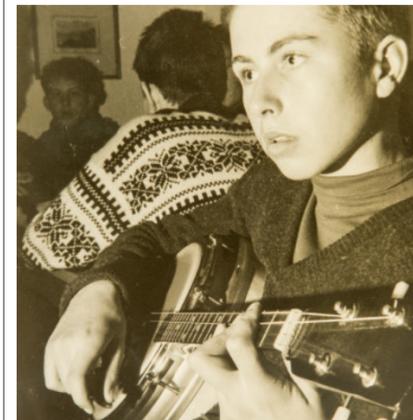
Meine erste Spielfilmmusik war für „Vulkan der höllischen Triebe“ – einen Softporno. Den hat ein ziemlich schmieriger Typ gemacht, der hatte sich einen Bauernhof in Tirol gekauft und da einen Sexfilm nach dem anderen gedreht. Aber die Musik war gut!

Ihr Freund Michael Well hat in seinem Vorwort für Ihr Buch „Sonne für alle“ vor drei Jahren von Ihrem „entspannten Leben“ und Ihrer „lässigen Lebensart“ geschrieben. Sind Sie wirklich so ein entspannter Typ?

Ich weiß es nicht. Das sagt man immer über mich, und ich komm mir auch so vor. Ich würde ihm zumindest nicht widersprechen.

Er hat Ihr Leben allerdings auch als „äußerst ereignisreich“ bezeichnet. Lassen Sie uns an ein paar von diesen Ereignissen teilhaben! Die ersten dürften sich in der Amalienstraße in der Münchner Maxvorstadt abgespielt haben ...?

Das stimmt, Amalienstraße 79, Vordergebäude, da haben wir gewohnt. Es war eine schöne Kindheit, die ich da verlebt habe. Wir hatten's



linke Seite: der lacht schon immer gern: Hanns Christian Müller beim MUH-Besuch in seinem Bootshäusl am Ammersee, als junger Strizzi mit Zisn und Bier und als fetziger Vierjähriger; diese Seite: lustige Zeiten in der Amalienstraße 79 (irgendwo in dem Haus im Hintergrund wohnt Gerhard Polt); der kleine Hanns und seine Schwester machen die Maxvorstadt unsicher; darunter: frühe Banjo- und Segelversuche

nicht üppig, aber auch nicht schlecht. Ich hab viel Spaß gehabt. Wir haben halt noch in den Ruinen gespielt. Das war eine spannende Zeit. Da gab es zum Beispiel ein Radgeschäft – in den abgebrannten Erdgeschossresten eines Hauses. Alles war ein einziges Provisorium, das kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen.

Sie sind dann aufs Max-Gymnasium gegangen.

Ja. Ich war in einer relativ speißigen Klasse. Die A-Klassen waren immer die, wo's die mehrern geschafft haben, die B-Klassen waren die, die die Durchfaller eingesammelt haben. Das heißt, die B-Klassen waren im Schnitt ein Jahr älter – und entsprechend cooler. Dafür war ich damals schon mit meiner ersten Band unterwegs. Wir haben schon mit 16 gutes Geld verdient, und dadurch habe ich nie von meinen Eltern ein Geld gebraucht. Aber wenn ich Ballbesucher gewesen wäre, wär's mir schon auf den Zacken gegangen. Es gab ja praktisch keinen Schulball, wo nicht wir gespielt haben. Außerdem hab ich bei der Schulbühne und bei der Schülerzeitung mitgemacht. Eigentlich war das Max ganz okay.

Immerhin stehen Sie in einer Reihe vieler Berühmtheiten. Das Max-Gymnasium hat zwei Nobelpreisträger, zwei Ministerpräsidenten, berühmte Schriftsteller und so weiter hervorgebracht. Auch so unterschiedliche Gestalten wie Joseph Ratzinger und Andreas Baader waren eine Zeitlang auf dem Max.

Den Baader hab ich mal kennengelernt – in Stuttgart-Stammheim. Das erste Kabarettprogramm vom Rationaltheater, bei dem ich mitgemacht hab, hieß „Knast – Erstes deutsches Singsingspiel“, und mit dem hatten wir 1969 in Stammheim im Gefängnis Premiere. Andreas Baader saß damals dort wegen der Kaufhausbrandstiftung ein. Und wir haben nach der Vorstellung immer Diskussion mit dem Publikum gehabt. Die hat der Baader gleich genutzt, um seine Revolutionsvorträge zu halten. Gut reden konnte er, aber mir war er ziemlich unsympathisch. Ein Großmaul und Kotzbrocken. Die Ulrike Meinhof war da schon eine andere Liga. Die kannte ich auch: Die war in so einer Clique von linken Redakteuren, die bei uns fast jeden Abend nach der Vorstellung an der Bar abhingen. Die Meinhof hat auch nach vier Schoppen Rotwein nicht gelallt, sondern immer noch sehr präzise und gut artikuliert – nicht so hawschwurst-schwarz-weiß-mäßig wie dieser Baader.

Moment, das geht jetzt zu schnell. Jetzt sind wir ja schon mitten in Ihrer Theaterkarriere. Nach dem Abitur am Max haben Sie aber doch erstmal Psychologie studiert.

Nein, angefangen habe ich mit Philosophie und Geschichte. Damals habe ich übrigens auch den Ratzinger gehört, der hat bei uns römisches Kirchenrecht gelesen. Erst nach einem Jahr habe ich dann gewechselt und mit Psychologie angefangen. Das war damals Mode und Zeitgeist, und ich hatte den Numerus clausus geschafft. Ich wollte Psychiater werden.

Warum?

Weil ich Menschen helfen wollte. Und weil mich der Zusammenhang zwischen psychischen und körperlichen Defekten interessiert hat. Der ist nämlich viel, viel größer, als alle glauben. Das eine hat immer mit dem anderen zu tun. Davon bin ich auch heute noch fest überzeugt.

Und wieso sind Sie dann nicht Psychiater geworden?

Den Ausschlag hat die Lektüre von 3.000 Krankenakten gegeben. Ich hab kurz nach meinem Vordiplom ein Praktikum bei der Weltgesundheitsorganisation gemacht. Mein Job war es, Patientenbögen auf Computermatrixen zu übertragen. Das heißt: Ich saß im Bezirksklinikum Gabersee in Wasserburg am Inn und musste die ganzen Krankengeschichten durchlesen und daraus Computermatrixen erstellen. Damals funktionierte das noch mit Lochkarten. Je länger ich aber diese Akten gelesen habe, desto mehr wurde mir klar, was da los war. Da wurden Leute, denen es dreckig ging, eingeliefert, ruhiggestellt und hinterher wieder in genau dieselbe Lebenssituation zurückgeschickt – so dass die meisten bald wieder da waren. Da passierte rein gar nix. Am Schluss habe ich selber schon immer Magenschmerzen bekommen, wenn ich nach Gabersee gefahren bin. Dann hab ich gewusst: Ne, das ist es nicht.

Und dann sind Sie also zum Rationaltheater gestoßen?

Nein, das lief schon nebenher. Zu der Truppe bin ich über den Kabarettisten Jochen Busse gekommen ...

... den sie vom Weißwurstessen kannten.

Genau. Der war bereits beim Rationaltheater (*nonkonformistisches Kabaretttheater in München-Schwabing, 1965 gegründet von Reiner Uthoff zusammen mit Horst A. Reichel und Ekkehard Kühn; Anm.*) und hat mir gesagt, dass die da jemanden für die Musik suchen. Das habe ich dann gemacht, aber dann bin ich auch immer öfter bei Sketchen eingesprungen, wenn einer gefehlt hat.

Und irgendwann sind Sie dann auch noch auf der legendären Otto-Falckenberg-Schauspielschule gelandet.

Die Gisela hatte mir erzählt, dass die da gerade einen Regielehrgang einrichten. Sie war ja zu dem Zeitpunkt schon Schülerin an der Falckenbergschule.

Sie sprechen von Gisela Schneeberger, Ihrer späteren Ehefrau. Die kannten Sie damals schon?

Natürlich. Die Gisela kenn ich schon seit 1966. Ich kann Ihnen sogar das genaue Datum sagen, weil es eine Woche nach ihrem Geburtstag war: Das war am 10. Oktober. Da habe ich die Gisela auf einem Fest kennengelernt. Und seitdem sind wir befreundet. Mal enger, mal loser, aber es hat nie aufgehört. Jedenfalls hat mir die Gisela von diesem neuen Regielehrgang erzählt. Da müsse man zwar auch Schauspiel mitmachen, aber hauptsächlich gehe es um Regie. Da könnte ich mich doch bewerben, hat sie gemeint. Ich hätte doch von der Arbeit am Theater durch die Musiken, die ich geschrieben habe, schon ziemlich viel Ahnung. Damals habe ich beispielsweise auch schon fürs Theater Memmingen die ganzen Theatermusiken geschrieben.



„Ich hab schon mit meiner ersten Band mit 16 gutes Geld verdient, dadurch hab ich nie von meinen Eltern Geld gebraucht.“



Also haben Sie sich beworben.

Für mich war das so eine Kismet-Sache: Wenn s' mich nehmen, mach ich das. Wenn nicht, dann studier ich zu Ende. Vielleicht wäre ich dann doch Psychiater geworden. Aber sie haben mich genommen. Wir waren drei Regieschüler, die sie aus 107 Bewerbern ausgewählt haben. Einer der beiden anderen war Edgar Selge. Der hat sich dann später vor allem für die Schauspielerei entschieden, aber auch immer mal wieder inszeniert. Den anderen habe ich komplett vom Radar verloren. Der hat dann, glaube ich, die Firma von seinem Vater übernommen.

Für Sie war es aber das Richtige?

Auf jeden Fall. Die Ausbildung war sehr gut und hat auch großen Spaß gemacht. Was man aber natürlich an der Falckenbergschule auch mitbekommen hat, das war so ein gewisser Dünkel. Wir kamen uns schon als Elite vor.

Wie hat sich das bemerkbar gemacht?

Zum Beispiel dadurch, wie du Engagements bekommen hast. Für die meisten jungen Schauspieler war es beispielsweise völlig normal, dass sie durch ganz Deutschland gereist sind, um in irgendwelchen Besenkammern oder in der Ecke des Intendantenbüros vorzusprechen, und nach ein paar Minuten hieß es: Nein, danke, tut uns leid. Und dann sind sie wieder vier Stunden im Zug gesessen. Bei uns dagegen war es umgekehrt: Da sind die Intendanten der größeren Theater nach München gekommen und haben sich unsere Abschlussklasse angeschaut. Und fast alle haben auch ein Engagement bekommen. Auf der anderen Seite sind wir dann im real existierenden Theaterbetrieb nicht unbedingt weich gelandet.

Haben Sie dafür ein Beispiel?

1975, in meinem letzten Ausbildungsjahr, habe ich bereits in Tübingen den „Zauberer von Oz“ inszeniert. Und da bin ich natürlich auch mit diesem Dünkel angekommen und habe mich für den Tollsten gehalten. Aber dann musste ich schnell den Unterschied lernen zwischen dem, was du dir einbildest, und dem, was du bist. Ich war ja eine ganz junge Wurst, jünger als alle Regieassistenten, die da gearbeitet haben. Und die haben mich völlig auflaufen lassen, das glaubst du nicht – von der Werkstatt über die Requisite bis zu den Schauspielern. Ich musste mich praktisch wegen jeder Kleinigkeit bei der Intendantin beschweren. Wir sind total hinterhergestrampelt, irgendwann bin ich mir vorgekommen wie in einem bösen Kasperltheater, das ich selber verursacht hatte, aber nicht mehr stoppen konnte. Das Bühnenbild war dann erst fünf Tage vor der Premiere fertig, die Beleuchtung wurde erst am Tag der Premiere selbst eingerichtet. Es war eine richtige Katastrophe, auch das Ergebnis. Ich habe mich selten so geniert.

Aber Ihrer weiteren Karriere hat es offenbar keinen Abbruch getan.

Das war ja das Absurde, das Zweite, was

ich bei dieser Inszenierung gelernt habe. Denn ausgerechnet mit dieser depperten Aufführung habe ich die besten Kritiken der ganzen Spielzeit gekriegt. Da sei so eine Spiellaune, und das Ganze komme so locker und luftig daher, haben sie geschrieben. Von wegen Spiellaune: Die Schauspieler haben es alle als Strafarbeit empfunden, dass sie überhaupt in einem Kinderstück mitspielen mussten. Seitdem gebe ich nichts mehr auf Kritiken.

Sie waren ja dann auch recht bald in Berlin am Schillertheater. Dort haben Sie sogar mal Samuel Beckett assistiert.

Das war eigentlich keine große Sache. Da ging es um die Wiederaufnahme von „Warten auf Godot“. Und weil der eigentliche Regieassistent keine Zeit hatte, bin ich eingesprungen. Aber natürlich hatte ich da einen Mordsrespekt. Das war damals mit Abstand der berühmteste Mensch, den ich kennengelernt habe. Und der Beckett war ein Supertyp – der Wahnsinn! Der hatte eine ganz faszinierende, sehr subtile Art des Inszenierens. Der hat die Leute immer selber draufkommen lassen, wie man etwas am besten spielt. Und er hat uns nicht rumgescheucht wie viele andere Regisseure, sondern höchstens mal gesagt: Ich glaube, das und das ist nicht da. Dann hast du natürlich auch gewusst, was du zu tun hast. Mir hat diese Art sehr gefallen, und ich habe versucht, mir auch ein bisschen was davon abzuschauen.

Jetzt unterhalten wir uns schon eine ganze Weile und haben noch kein einziges Mal den Namen Gerhard Polt erwähnt.

Ja, der Gerhard! Mit dem habe ich auch oft Weißwürstchen gegessen.

Ich hatte es fast vermutet.

Aber weil wir gerade übers Schillertheater sprachen: Da hatte ich mit dem Gerhard zusammen noch einmal so eine Erfahrung, wie unberechenbar Kritik sein kann, genau umgekehrt wie in Tübingen. „Da schau her“ hieß das Stück, das wir zusammen geschrieben und am Schillertheater aufgeführt haben. Das war wirklich eine super Aufführung. Das sage ich heute noch, ohne rot zu werden. Alles hat gepasst. Auch die Gisela hat mitgespielt. Gerhard und sie waren großartig. Und wir bekamen den größten Applaus, den ich bis dahin erlebt hatte. Zehn Minuten locker. Am nächsten Morgen am Kiosk die erste Kritik: Wie kann ein so großer Theatermann wie Hans Lietzau, der damalige Intendant, zwei solche infantile Volltrottel ihre idiotischen Phantasien austoben lassen? Verrisiger bin ich nie mehr verrissen worden.

Später dann stand das Duo Müller-Polt eher für Kongenialität als für Infantilität. Wie haben Sie sich eigentlich kennengelernt?

Dafür müssen wir aber noch mal zum Anfang zurückgehen. Der Gerhard und ich haben im selben Block in der Amalienstraße gewohnt. Es war derselbe Hof, die Polts wohnten im Hinterhaus, wir im Vorderhaus, und dazwischen waren Garagen. Die Polts kamen 1950 aus Altötting zurück, wohin sie gegen Ende des Kriegs evakuiert worden waren. Da war ich kaum ein Jahr alt. Das heißt, der Gerhard hat mich schon im Kinderwagen gesehen, da ist er mir aber noch nicht sonderlich aufgefallen. Ich erinnere mich an den Gerhard erst seit 1951.



Da waren Sie zwei Jahre alt!

Ja, aber ich habe ihn trotzdem noch genau vor Augen. Damals war er neun Jahre alt und schon ziemlich groß. Ich weiß noch wie er und seine Spezln mit selbstgebastelten Holzgewehren Räuber und Gendarm gespielt haben. Und damals fiel er mir schon auf: Während die anderen immer so zackig drauf waren, ist er mit seinem Holzgewehr eher soft umgegangen. Als ich dann zehn war, hat er meinen Vater beim Kauf meines ersten Fahrrads beraten. Sonst hatten wir zu der Zeit noch nicht so viel Kontakt. In dem Alter machen sieben Jahre Altersunterschied natürlich viel aus. Nach dem Abitur ist der Gerhard dann nach Schweden und Norwegen gegangen, da hab ich ihn dann eh erstmal aus den Augen verloren. Als er zurückgekommen ist, war ich so 19. Und der Gerhard 26. Da redet man dann schon miteinander. Da sind wir dann auch ins Kaffeehaus gegangen miteinander.

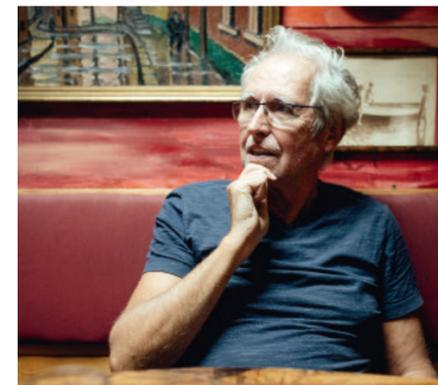
Dort haben Sie dann gemeinsame Projekte ausgeheckt?

Das kam erst nach und nach. Der Gerhard hat in der Zeit hauptsächlich von Übersetzungen gelebt, Gebrauchsanweisungen ins Schwedische übersetzt und so. Und da hat er mich schon mal angesprochen wegen dem Rationaltheater, und dass ihn so was auch interessieren würde. Er war ja auch schon immer ein brillanter Erzähler und konnte sehr gut Stimmen imitieren. Deshalb lag das auch irgendwie nahe. Erst wollte ich ihn für eine Rolle in einem unserer Programme vorschlagen, aber dann ist die Rolle wieder aus dem Stück verschwunden, weshalb das nicht mehr ging. Dann haben wir beschlossen, ein Buch über die Amalienstraße zu schreiben und wie sie sich in kurzer Zeit verändert hat. Wir hatten auch schon eine gute Stoffsammlung, aber dann bin ich mit dem Rationaltheater auf Tournee durch Deutschland gegangen, und wir haben uns wieder aus den Augen verloren. Der Gerhard hat später aus der Stoffsammlung ein großartiges Hörspiel gemacht: „Als wenn man ein Dachs wär“ in seinem Bau“. Wirklich hörenswert.

Und wann haben Sie dann zum ersten Mal wirklich zusammen gearbeitet?

Da war ich schon an der Falckenbergschule und habe mit Helmut Brasch wieder eine Nachtrevue gemacht. Die Gisela hat auch mitgespielt, und Jochen Busse sollte ebenfalls mitspielen. Doch der hat dann am Komödien in Düsseldorf ein Engagement bekommen und war

linke Seite: Mit Musik fing alles an beim multinstrumentalistischen Müller; darunter: Müller mit seiner Isetta; diese Seite: an seinem Arbeitsplatz im Bootshäusl und beim Gespräch mit der MUH



plötzlich weg. Und da hatte die Gisela die Idee: Wir waren doch auf der Hochzeit von deinem Freund, der war doch so witzig und hat so gut erzählt, frag doch den mal! Das habe ich gemacht. Das war im Juni 1974. Und von da an habe ich mit dem Gerhard 20 Jahre lang praktisch ununterbrochen zusammengearbeitet. Wir haben zusammen Geschichten geschrieben, dann die Schallplatten gemacht, „Der Erwin“ und wie sie alle hießen. Und wir haben eine Mordsgaudi gehabt.

An die Platten kann ich mich noch gut erinnern. Waren die damals schon ein großer Erfolg?

Sie waren kein Verlustgeschäft, aber jetzt auch nicht der große Knaller. Es gab schon einzelne Hits wie den „Nikolaus“, das ist im Radio rauf- und runtergespielt worden. „Der Erwin“, war auch ziemlich vorne mit dabei. Und die Kritiken waren gut. Aber es hatte noch nicht diesen Kultstatus.

Der Durchbruch kam dann im Fernsehen, mit der Serie „Fast wie im richtigen Leben“. Wie kam es dazu?

Die Idee kam mir noch in Berlin. Während wir am Schillertheater für „Da schau her“ geprobt haben, ist mir aufgefallen, dass viele Geschichten eigentlich viel besser funktionieren würden, wenn man sie verfilmen würde. Da habe ich mir eine Videoanlage ausgeliehen und mit dem Gerhard, der Gisela und Schauspielern vom Schillertheater sechs oder sieben Geschichten aufgenommen. Und mit diesem Demo-Band haben wir sofort eine Sendung im ZDF bekommen. Das sollten so halbstündige Folgen sein, der Titel war auch „Da schau her“. Die erste Folge lief 1978, aber dann hat sich diese Zusammenarbeit mit dem ZDF wieder zerschlagen. Glücklicherweise hat uns aber direkt im Anschluss der Bayerische Rundfunk „Fast wie im richtigen Leben“ angeboten. Der Titel stammte vom Gerhard. Wir hatten erst mal einen Vertrag über vier Folgen. Die zu füllen war ein Leichtes. Ich hatte ja eine riesige Stoffsammlung. Ideen zu sammeln war hauptsächlich mein Job, die Dialoge habe ich dann mit dem Gerhard zusammen geschrieben.

Ist die Sendung sofort eingeschlagen?

Ja, schon nach der zweiten Folge wurde sie vom Dritten Programm ins Erste gehievt und nach der dritten Folge dann schon um 20.15 Uhr gesendet. Das kam wahnsinnig an. Wir haben dann über neun Jahre hinweg immer wieder Folgen gemacht, insgesamt wurden es 13 Stück – bis wir irgendwann keine Lust mehr hatten.

Müller mit den Toten Hosen und der Biermösl Blosn (o.) und mit Ehefrau Gisela Schneeberger und Gerhard Polt bei einem Dreh für „Fast wie im richtigen Leben“



Szenen aus den Kinofilmen „Man spricht deutsch“, „Kehraus“ und „Langer Samstag“; unten: Polt, Müller und Schneeberger mit Lach- und-Schieß-Gründer Samy Drechsel und Müller schick mit Hut in den 70ern



„Der Gerhard ist mir schon als Bub beim Spielen aufgefallen: Er ist mit seinem Holzgewehr eher soft umgegangen.“



Wie das? In Ihrer Stoffsammlung hätte sich doch bestimmt noch einiges gefunden.

Das schon, aber der Druck wurde immer größer. Und es gab mittlerweile auch viel Konkurrenz, die teilweise recht unverhohlen von uns abgekupfert hat. Da hat der Gerhard gesagt: Dann nehmt doch die! Und das war richtig so. Insgesamt hatte das Fernsehen für mich auch etwas seinen Reiz verloren. Später habe ich dann noch einmal mit dem Kabarettisten Hans Scheibner zusammen eine Sendung gemacht, „Scheibnerweise“. Aber das war's dann.

Die 80er waren ja auch die Zeit mit Ihren großen Bühnenerfolgen an den Kammerspielen.

Unser Lebensmittelpunkt hatte sich inzwischen wieder nach München verlegt, und da haben wir dann diese Stücke gemacht: „Kehraus“, „München leuchtet“, „Diridari“, zwischenrein am Residenztheater die „Exoten“.

Die Kammerspiele hatten damals unter Dieter Dorn ohnehin eine Hoch-Zeit. Welche Rolle spielte Dorn für Ihre Truppe?

Dorn kannten wir noch aus Berlin. Er war ja Oberspielleiter am Schillertheater, bevor er Intendant an den Kammerspielen wurde. Und seinen Chefdramaturgen kannte ich, weil ich mit ihm die Schülerzeitung am Max-Gymnasium gemacht habe. Also habe ich dem mal den „Kehraus“ zum Lesen gegeben, und der hat dem Dorn davon erzählt.

Und der war sofort begeistert ...

Nein, da war erst noch die Sache mit dem Schweinsbraten.

Die Sache mit dem Schweinsbraten?

Die Sache mit dem Schweinsbraten: Jörg Hube hat damals im Werkraumtheater ein Soloprogramm mit seinem „Herzkasperl“ gemacht und den Gerhard gebeten, als Gast aufzutreten. Gerhard hat gesagt: Ja, aber merken will ich mir nix, i ess einfach an Schweinsbraten auf der Bühne und fertig. So haben sie's dann auch gemacht, aber nach zwei Vorstellungen ganz schnell wieder bleiben lassen, weil die Leute nur noch dem Gerhard beim Fressen zugucken haben! Der arme Hube ist restlos verhungert daneben – wortwörtlich. Und in dieser ersten Vorstellung war der Dieter Dorn. Danach hat er gesagt: Den müssen wir unbedingt haben. Und damit konnten wir den „Kehraus“ in den Kammerspielen aufführen ...

... diese bitterböse, aber urkomische Satire über einen Faschingsdienstag in einem Münchner Versicherungskonzern.

Das Stück hatte ich schon 1976 geschrieben, damals hat es aber keine Sau interessiert. 1979 haben Gerhard und ich es dann komplett überarbeitet. Die Inszenierung lief dann erst einmal im Werkraum der Kammerspiele. Weil es dann aber ein so großer Erfolg war, nahm man ihn auch im großen Haus ins Programm.

Schließlich wurde sogar ein Kinofilm daraus.

Darüber bin ich auch sehr glücklich. Ich mag den Film sehr. Ich finde, es ist derjenige unserer Filme, an dem alles stimmt. Die anderen mag ich schon auch, aber bei allen wüsste ich trotzdem einiges, was ich heute anders machen würde. Was lustig war: Wir haben das Drehbuch für eine Förderung eingereicht – vergeblich. Und hinterher haben wir den Bundesfilmpreis in Gold bekommen. Fürs Drehbuch! Der Film hat übrigens noch heute seine Fans. Man glaubt nicht, wie viele Leute so private Zirkel haben, in denen sie dann solche Filme zeigen. Ich bin schon drei-, viermal zu einer „Kehraus“-Vorführung eingeladen worden.

Ihr zweiter Kinofilm spielte in Italien: „Man spricht deutsch“ von 1988. Was würden Sie denn bei dem anders machen?

Ehrlich gesagt: die ganze Story. Die war auch ursprünglich eine völlig andere. Da hatten der Gerhard und ich ein wirklich saukomisches Drehbuch geschrieben. Und die Gisela hat das gelesen und gesagt, das macht sie nicht. Das ärgert mich heute noch.

Worum ging es in der ursprünglichen Geschichte?

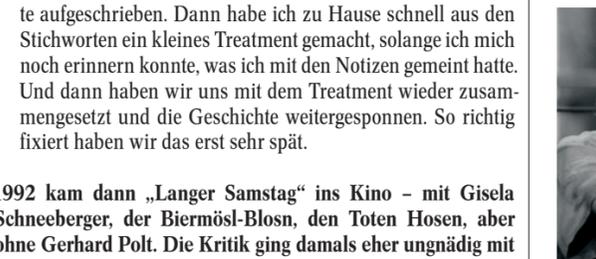
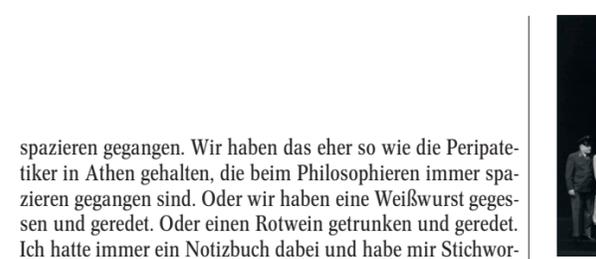
Um zwei Animateure, die zu so einem ziemlich popeligen Hotel in den Süden fahren. Im Speisewagen ihres Zuges lernen sie sich kennen und erzählen sich gegenseitig, was für super Projekte sie machen, totale Angeber halt. Als der Zug dann in so einem winzigen Kaff, Valcina Mare haben wir's genannt, hält, steigen nur die beiden aus und müssen feststellen, dass sie beide als Animateure im selben Hotel engagiert wurden. Natürlich ist ihnen das wahnsinnig peinlich. Aber als sie dann ankommen, ist gleich der Deifi los. Die Geschichte war wirklich gut. Aber der Gisela hat ihre Rolle nicht gefallen. Ich weiß nicht warum, die war super. Aber sie hat gesagt: Na, da mach ich nicht mit. Wir hatten aber schon Fördergelder für diesen Film. Also haben wir drei Monate Zeit gehabt, noch ein neues Buch zu schreiben, damit die Fördermittel nicht auslaufen. Und dann haben wir halt das gemacht, was wir eh besonders gut konnten: Episoden erzählen. In dem Fall war das dann die Hauptgeschichte rund um das deutsche Ehepaar, das den letzten Tag seines Italienurlaubs am Strand verbringt und dabei die ganze Zeit das schon gepackte Auto im Auge zu behalten versucht. Und da haben wir dann immer Tagträume der beiden dazwischen geschnitten. Ich habe den Film auch gern gemacht und finde ihn gelungen. Nur: Das andere Buch war viel besser als das, was wir dann gedreht haben. Das wäre eine Granate geworden.

Wie sind Sie und Gerhard Polt denn vorgegangen, wenn Sie eine Geschichte geschrieben haben?

So richtig zielstrebig waren wir dabei eigentlich nie. Wir sind weniger vorgegangen als vielmehr



Das Trio Müller-Polt-Schneeberger, im Verbund mit der Biermösl Blosn, Otto Grünmandl und immer wieder Dieter Hildebrandt in den Kammerspielen: Szene aus und Probe zu „München leuchtet“ (1983), Szene aus „Diridari“ (1987) und Bilder von den Proben und der Besetzung von „Tschurangrati“ (1993)



1992 kam dann „Langer Samstag“ ins Kino – mit Gisela Schneeberger, der Biermösl-Blosn, den Toten Hosen, aber ohne Gerhard Polt. Die Kritik ging damals eher ungnädig mit dem Werk um. Dabei ist es ein sehr amüsanter Film, eine Art „Vorweihnachts-Kehraus“.

Die deutschen Filme haben sie damals generell miesgeredet. Das Jahr war eh ein kinomäßig furchtbares Jahr, da ist sogar Sönke Wortmann mit „Kleine Haie“ gefloppt. Der Vertrieb für „Langer Samstag“ war leider auch sehr schlecht, und Werbung gab es praktisch gar keine. Nur in München, da hat der Film gebrummt. Interessanterweise hat er jetzt im Nachhinein aber immer mehr Liebhaber. Der Gerhard hat da nicht mitgespielt, weil zum einen keine wirklich passende Rolle für ihn dabei war, und zum anderen hat er den Film „Herr Ober“ gedreht. Die beiden Filme haben wir fast zeitgleich gemacht. Daraus ist dann das Gerücht entstanden, Gerhard und ich wären verkracht und würden nicht mehr miteinander reden. Das hat Michael Graeter damals in der „Bunten“ geschrieben. Und du glaubst nicht, wer alles die „Bunte“ liest. Da wird man dann wirklich auf der Straße darauf angesprochen.



Fotos: United Archives/Kpa/Süddeutsche Zeitung Photo (1); privat/Quelle: PTV Verlag (2); BR Foto/Sessner (1); Constantin Film (1); Eurovideo (1); Screenshot (1); Deutsches Theatermuseum München © Oda Sternberg (5)

Langsam, aber sicher ging es dann mit Ihnen beiden dennoch auseinander.

Aber nicht im Streit. Heute arbeiten wir zwar kaum noch zusammen, wir sind aber nach wie vor gut befreundet. Was sicherlich stimmt, ist, dass die Zusammenarbeit gegen Ende etwas schwieriger wurde. Das fing schon 1993 bei „Tschurangrati“ an. Der Gerhard war damals umgeben von sehr vielen Leuten, die ihm täglich in sehr hoher Dosis zu verstehen gegeben haben, dass er der Größte ist. Und irgendwann hat er es dann auch geglaubt und war entsprechend beratungsresistent. Die Idee des Stücks war nun, dass sich in der deutschen Botschaft in einem afrikanischen Kleinstaat Deutschland widerspiegelt.

Wir haben das Stück miteinander geschrieben, aber dabei haben wir uns schon öfters gescheit gehackelt. Das war nicht mehr wie früher, wo die Zusammenarbeit nur von der gemeinsamen Begeisterung getragen war, sondern inzwischen war es vor allem eine Kompromissuche. Auch bei Proben wurde es dann schwieriger. Wenn ich was vorgeschlagen habe, meinte der Gerhard oft nur: *Na, ich woaß net, findest du des guad?* Am Ende waren wir zwar beide mit dem Ergebnis hochzufrieden, aber ich habe mir schon gedacht: Das war's jetzt. Was aber auch nicht weiter schlimm war. Wir hatten es ja immerhin 20 Jahre miteinander ausgehalten, und das war eine sehr gute Zeit.

1998 sind Sie dann Intendant geworden, am Münchner Volkstheater. Dieses Intermezzo dauerte aber nur ein Jahr. Woran ist es gescheitert?

Ich war dort nicht wirklich glücklich. Ich hatte schnell feststellen müssen, dass ich das, was ich mir vorgestellt habe, am Volkstheater nicht verwirklichen konnte. Und dann kamen in diesem Jahr noch mehrere Sachen zusammen, die mich ins Grübeln brachten. Da war zum einen die Scheidung von der Gisela. Und dann ist mein Vater gestorben. Da bin ich eine Stunde am Totenbett gesessen, habe seine kalte Hand gehalten und über ihn nachgedacht: Was haben die Leute an ihm gemocht? Doch nicht, dass er die Boschetsrieder Straße gebaut hat. Sondern dass er super erzählen konnte, dass er witzig, interessant, intelligent war, dass man Spaß mit ihm hatte, dass er ein guter Musiker war, deshalb hat er viele Freunde gehabt. Und da war mein Entschluss klar: Ich möchte die Intendanz abgeben. Also habe ich den damaligen Münchner Oberbürgermeister Christian Ude angerufen. Der hat allerdings erst mal auf meinen Fünf-Jahres-Vertrag verwiesen. Wir haben dann vereinbart, dass ich gehen darf, wenn ich einen Ersatz finde, den die Stadt akzeptiert. Da habe ich die Ruth Drexel gefragt. Die hatte das ja vor mir schon zehn Jahre lang gemacht und kannte den Laden. Weil es ihr zu der Zeit eh gerade fad war, hat sie sofort zugesagt, und der Kas war bitten. Im Juni war ich dann die Bude los. Ich hab drei Kreuzl gmacht.

Und dann kam es doch noch mal zu einem großen Projekt mit Polt, dem „Germanikus“.

Der Film war schon seit Längerem in der Vorbereitung, als immer wieder Leute auf mich zukamen und mich fragten, ob ich nicht die Regie machen wollte. Hinterher hab ich rausgefunden, dass die unter extremem Zeitdruck



Ein paar Jahre älter geworden: das kongeniale Trio Schneeberger, Polt und Müller 2001 am Set von „Germanikus“; darunter: Müller im Make-Up als Penner mit Dieter Hildebrandt in einer Drehpause seiner TV-Satire „Willkommen in Kronstadt“ 1995; unten: Anfang der 2000er mit Tochter Susi; rechte Seite: Müller beim Besuch der MUH vor seinem Bootshäusl am Ammersee



standen, weil sonst Fördermittel verfallen wären. Irgendwann hab ich gesagt: Mei, wenn der Gerhard und die Gisela das wollen, mach ich auch mit. Aber nur, wenn mir das Drehbuch gefällt. Dann haben sie mir drei Fassungen gegeben, die aber aus meiner Sicht alle überhaupt nicht gingen. Also hab ich ein neues Buch geschrieben, das haben wir eingereicht, und das Fördergeld war da. Der Film war am Ende dann zwar auch gut, aber doch auch ein bisschen Pflichtprogramm.

Würden Sie der These zustimmen, dass es den Polt, den wir heute kennen, ohne Hanns Christian Müller nicht gäbe und dass es den Müller, den wir heute kennen, ohne Gerhard Polt nicht gäbe?

Ich bin sicher, dass da was dran ist. In letzter Zeit sind viele Leute zu mir gekommen, die gesagt haben, jetzt, wo du nimmer dabei bist und schreibst, merkt man erst, wie gut du warst und was dem Gerhard manchmal fehlt.

Diese Leute spielen dann auf den letzten Kinofilm von Gerhard Polt, „Und Äktschn!“, an, an dem Sie nicht beteiligt waren?

Ja, und auch auf die Bühnentexte. Wobei ein Großteil der Bühnentexte, die der Gerhard später noch ziemlich lange gebracht hat, noch auf unsere gemeinsame Stoffsammlung zurückging. Das klingt vielleicht nicht sehr nett, aber für mich ist das der zweite Teebeutelauflugguss gewesen. Inzwischen ist der Gerhard aber wieder zu einer sehr guten Form aufgelaufen. Und umgekehrt war es ja genauso: Was ich machen wollte, hat auch nicht mehr funktioniert. Aber dadurch, dass ich auf so vielen Milieuseln unterwegs bin, habe ich immer was gehabt, was mich interessiert hat. Zurzeit macht mir zum Beispiel die Videoclip-Dreherei sehr großen Spaß. Das ist ein Medium, das als Kunstgattung eher unterschätzt wird. Oder das Komponieren. Ich schreib für ganz viele Leute Musik. Mir wird's nicht fad.

Stört es Sie, dass Sie an so vielen Stücken, Filmen, Platten maßgeblich beteiligt waren, aber nie die Aufmerksamkeit hatten wie Ihre Partner?

Nein, im Gegenteil. Ich hatte ja auch Aufmerksamkeit, aber das ständige Scheinwerferlicht wollte ich gar nicht haben. Wenn du zum Essen gehst, und dann kommt irgendso ein Typ und hält dir die Kamera vors Gesicht – das habe ich nicht gebraucht. An der Seite von der Gisela habe ich das ja miterlebt. Gisela ist auch immer gern auf Premieren gegangen, für mich war das nicht sehr bereichernd.

Auf der anderen Seite wissen aber auch viele gar nicht, dass „Fast wie im richtigen Leben“, „Kehraus“, „München leuchtet“, dass das alles Gemeinschaftsproduktionen sind. Gerhard Polt und Gisela Schneeberger kennt in Bayern jeder, Sie sind nur Kennern ein Begriff.

Einmal gab es tatsächlich einen Fall, wo ich mich sehr geärgert habe: Als zu Gerhards 60. Geburtstag eine Gesamtausgabe erschienen ist, wurde ich vom Verlag nicht als Mitautor genannt, sondern es wurde nur irgendwo klein vermerkt, dass einige Texte „in Zusammenarbeit mit Hanns Christian Müller“ entstanden sind. Und damit waren auf einmal massenweise Bücher im Umlauf, wo nur noch Gerhard

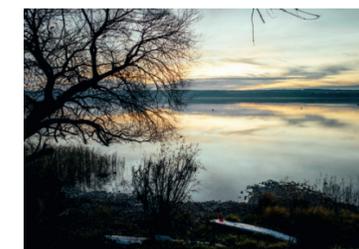
Polt der Autor war. Erst habe ich es auf sich beruhen lassen, aber als ich dann gemerkt habe, dass daraufhin auch andere Verlage anfangen, meinen Namen wegzulassen, habe ich dagegen prozessiert – und gewonnen. Aber solange das nicht, wie in diesem Fall, berufsschädigend ist, stört es mich nicht. Für die Toten Hosen hab ich ungefähr 15 Lieder geschrieben und ein paar Videoclips gedreht. Ich hab mit den Hosen sogar sieben Gold- und Platinschallplatten. Aber muss das jeder wissen? Ich weiß es, und das reicht mir. In der Branche kennt man mich natürlich auch, da hab ich einen gewissen Respekt. Und ob irgendein Nachbar das weiß, das ist mir wurscht. So leb ich doch viel entspannter.

Wie kam es eigentlich damals zu der Zusammenarbeit mit einer Düsseldorfer Punkband? Man verbindet mit Ihnen ja sonst doch eher bayerische Stoffe.

Die Hosen haben uns dauernd angeschrieben. Die waren totale Fans und wollten unbedingt in „Fast wie im richtigen Leben“ mitmachen. Leider hat das nicht geklappt. Ich hätte sie auch gern in „Man spricht deutsch“ als Rocker besetzt, aber da war der Produzent strikt dagegen. Die hatten damals ja einen schrecklichen Ruf, von wegen, dass sie Fernseher aus dem Hotelfenster werfen würden und so. Natürlich sind solche Schlagzeilen reine Image-PR gewesen, in Wirklichkeit sind die Hosen die pünktlichsten und präzisesten Arbeiter, die ich kenne. Irgendwann haben sie dann gefragt, ob sie den Gerhard nicht als Sprecher für eine „Willi-Trilogie“ auf ihrem neuen Album haben könnten. Der war einverstanden, und wir haben das dann bei mir im Studio aufgenommen. Und so kam es, dass sich der Campino dafür interessiert hat, was ich so musikalisch mache. Ich habe ihm ein paar Nummern von mir kopiert und mitgegeben. Ein Song davon war „Fernsehen“. Und schon am nächsten Tag klingelte das Telefon: Sie wollten das Lied haben. Und dann haben sie es mit meinem Text eingespielt. So hat das angefangen. Unser erster Nummer-eins-Hit wurde dann „Sascha ... ein aufrechter Deutscher“.

Das war dann schon eine richtige Auftragsarbeit für die Hosen?

So etwas in der Art. Campino kam zu mir und hat mir ein Anti-Nazi-Lied vorgespielt. Ich hab gesagt: Das Lied ist super, aber es juckt keine Sau. Das einzige, womit du einem rechtsradikalen Arschloch wehtun kannst, ist, dass du's auslachst. Und zwar richtig gscheit. Und dann hab ich diesen Text geschrieben vom Sascha. „Der Sascha, der ist arbeitslos, was macht er ohne Arbeit bloß? Er schneidet sich die Haare ab und pinkelt auf ein Judengrab, Zigeunerschnitzel, das schmeckt gut, auf Sintis hat er eine Wut, er isst so gern Cevapcici, Kroaten mochte er noch nie ...“ Ich wollte damit zeigen, auf welchem lausigen Niveau das abgeht. Der Text ist von mir, die Musik von den Hosen. Ähnlich lief es dann mit „Zehn kleinen Jägermeister“. Den Text hab ich auf dem Flug von Düsseldorf nach München geschrieben. Bis auf den Refrain, der ist von Campino. Ich hab noch nie mit so wenig Arbeit so viel Geld verdient. Die Tantiemen, das war richtig Asche. Und ich war sehr



„Ich habe schon viele 70-Jährige beerdigt. Und da denk ich mir: Schön, dass ich noch jeden Tag in der Früh in den See gehen kann.“



froh darüber. So konnte ich mir leisten, in dem Jahr alles abzusagen und mich ganz auf unsere Tochter Susi zu konzentrieren. Denn die war gerade auf die Welt gekommen, mit 600 Gramm in der 24. Woche. In den 100 Tagen nach der Geburt habe ich meine grauen Haare gekriegt. Aber dann wurde sie glücklicherweise zum Vorzeige-Frühchen. Keinerlei bleibenden Schäden. Heute ist sie 23 und einfach nur gut beinand. Sie wohnt hier auf dem Grundstück in dem oberen Haus. Ich bin froh, dass wir das so haben. Im Alter ist es toll, wenn man Leute treffen kann, so viel man mag, aber nicht treffen muss.

Susis Mutter ist Ihre zweite Frau, die Schauspielerinnen Claudia Wipplinger.

Ich war zweimal verheiratet. 25 Jahre lang mit Gisela, 16 mit Claudia. Mit beiden bin ich noch immer gut befreundet. Gerade vor unserem Gespräch habe ich mit Claudia telefoniert. Sie hat jetzt ein Zen-Kloster im Bayerischen Wald. Mit der Gisela habe ich noch einen Sohn, den Philip, der ist Anwalt in München. Die haben eine riesige Kanzlei, in der sie Strafrecht machen, spezialisiert zum Großteil auf Sexualstrafrecht. Leider hat mein Sohn so viel zu tun, dass ich ihn nicht so oft sehe. Aber er hat jetzt mit seinem Partner ein Buch geschrieben – über wirklich unglaubliche Fälle, die sie als Strafverteidiger in ihrer Kanzlei hatten. Ich möchte daraus demnächst mit einem Kollegen eine Fernsehserie machen.

Sie haben sich ja noch einiges vorgenommen.

Warum auch nicht – solange ich noch so fit bin. Ich bin jetzt 70, und mir geht es ziemlich gut. Ich hab schon viele 70-Jährige beerdigt. Und da denke ich mir: Schön, dass ich noch jeden Tag in der Früh in den See gehen kann.

Wie bitte? Sie waren heute schon im See? Es ist Winter!

Klar war ich im See, gleich nach dem Aufstehen. Im Sommer schwimme ich, im Winter tauche ich nur kurz unter. Ein paar Sekunden plan-schen und wieder raus. Dann ist man wach und frisch für den ganzen Tag.

* * * * *

2017 ist das Buch „Sonne für alle“ im Verlag PPV Medien erschienen, in dem Müller skurrile Episoden aus seinem Leben erzählt, „Geschichten ganz wie im richtigen Leben“ verheißt der Untertitel. Mit dabei: Tante Berta, ein Gerichtsvollzieher und Jesus, der mit ihm Isetta fährt. Das Buch kostet 19,90 Euro. Fortsetzung soll folgen.

Seit dem 24. Februar wiederholt das Bayerische Fernsehen alle Folgen der Satireserie „Fast wie im richtigen Leben“ von Müller und Polt und Schneeberger in einer aufwändig restaurierten Fassung. Die einzelnen Folgen werden montags um 20.15 ausgestrahlt, sind aber auch in der BR-Mediathek abrufbar.

